

The editor of Die Sprache asked me in the summer of 2006 to review the new edition of Robert Nedoma's Kleine Grammatik des Altisländischen. The review was submitted and then accepted for publication a few months later, and it was scheduled for publication in the journal's 2007 volume. The review has nevertheless yet to appear, and it is therefore unlikely that it ever will. The reasons for this are unknown to me. Below I present the review as it was originally submitted in 2006.

Wegen des „überraschend schnellen Absatz“ (S. 8) der ersten Auflage von *Kleine Grammatik des Altisländischen*, hat der Verfasser fünf Jahre danach eine neue geschrieben, die erweitert und aktualisiert ist. Da das Buch sonst im allgemeinen ein Neudruck der ersten Auflage ist, bringt es wenig, hier eine allgemeine Rezension über das Buch zu schreiben. Dafür verweist man den Leser auf die Rezensionen von Johnsen¹ und Schumann². Daher wird sich der Rezensent auf die Beurteilung der Neuerungen beschränken. In den Fällen, wo der Verfasser offenbar eine andere Meinung als der Rezensent vertritt, wird keine neue Diskussion vorgebracht.³

Die Neuerungen sind vor allem im ersten Teil, wo die vorliterarischen Verhältnisse der altisländischen und altnordischen Sprache(n) erklärt werden, und auch die literarischen Überlieferungen (S. 17–24). Dazu sind einige wenige neue Bemerkungen und Hinzufügungen im Hauptteil (III Formenlehre, S. 44–114) gemacht worden. Am Ende gibt es einen neuen Anhang, genannt „Exkurs“, über das Altschwedische (S. 140–145). Am wichtigsten sind die neuen, durch das ganze Buch verstreuten Hinweise zu neuerer Literatur, die nach der ersten Auflage erschienen ist, und dasselbe betrifft die aktualisierte Bibliographie am Ende des Buches (S. 146–156).

Im Vergleich zur ersten Auflage erscheint der erweiterte Teil „Urnordisch – Altnordisch – Altisländisch“ (S. 17–21) mehr verwirrend für einen Studenten des Altisländischen als hilfreich, vor allem in den Brevieren. Z. B. scheint das lange Brevier über H. F. Nielsens Schlussfolgerungen in seinem Buch über Urnordisch nicht besonders relevant (und diese finden sich wieder in der Bibliographie am Ende des Buches). Die Wiedergaben einer langen schwedischen und einer hypothetischen altisländischen Runeninschrift könnten ruhig ausgespart werden. Auch die hypothetischen Fortsetzungen der Gallehus-Form *tawidō* ‚ich machte‘ brin-

gen wenig, da das Beispiel an sich zu kompliziert ist. Dieser erste Teil hat in der ersten Auflage, obwohl etwas kürzer, seinen Zweck besser erfüllt. Der ihm nachfolgende Teil „Überlieferung des Altisländischen“ ist hingegen verbessert worden, mit zaghafter Erweiterung der Information über die Überlieferung.

Zum Hauptteil ist von der Seite des Rezensenten mehr zu bemerken. Zuerst sieht der Rezensent keinen Vorteil darin, einen Unterschied zwischen „frühurnordisch“ *-z und urnordisch *-r zu postulieren (S. 32). Die „Festlegung des Lautwandels“ ist nämlich nicht „schwierig“, wie der Verfasser schreibt, sondern nicht möglich. M. W. ist es sogar unmöglich gegen einen Lautwandel *-z > *-r nordwestgermanisch zu argumentieren. Besser wäre es, in diesem Fall bei der Tradition zu bleiben und *-r zu schreiben. Die abenteuerliche Theorie, dass /r/ uvular war, die der Verfasser selbst nicht zu glauben scheint, kann man getrost unerwähnt lassen.

In der zweiten Auflage sind alle Tabellen grau unterlegt worden. Der Zweck war wohl sie gegenüber dem Haupttext hervorzuheben. Dieser Zweck ist zwar erfüllt, aber dennoch sind sie schwieriger zu lesen, was in der Tabelle über das Pronomen *minn* ‚mein‘ umso deutlicher wird (S. 67). Dieses Pronomen hat nämlich einen Wechsel zwischen *i* und *í* in der ersten Silbe. Dieser Unterschied ist auf einem grauen Hintergrund nur schwer zu erkennen. Für diesen Umstand ist wohl der Verlag verantwortlich zu machen.

Zu der Behauptung, dass altnorwegischer *u*-Umlaut „unterbleibt vor [...] /u/ der Folgesilbe [...] bzw. [...] durch intraparadigmatischen Ausgleich ‚rückgängig‘ gemacht worden [ist], vor allem im Tröndischen und Ostnorwegischen“ (S. 136), hat der Verfasser jetzt, gegen Johnsen 2004: 122, folgendes hinzugefügt: „Die konkurrierende Annahme, daß <a> nur eine alternative orthograpische Realisierung des Umlautprodukts [ɔ] ist, hat indessen weniger für sich“. Diese An-

nahme, die vor allem auf Benediktsson 1963 zurückgeht,⁴ ist nicht richtig wiedergegeben. Ein essentieller Teil dieser Theorie ist nämlich, dass das Umlautprodukt in diesen Mundarten *nicht* [ɔ] war (d. h. nicht gleich *ø* in anderen Umgebungen), aber *trotzdem* umgelautet ist, was die Erklärung für die Schreibung mit <a> gibt (1963: 422 f.). Benediktsson hat zuerst gezeigt, dass paradigmatischer Ausgleich keine ausreichende Erklärung sein kann (S. 414 f.), und dass ein „Unterbleiben“ des Umlauts aus strukturellen Gründen auch sehr unplausibel ist (S. 416, 421). Um das Fehlen des Umlauts zu erklären muss man dann behaupten, dass es eine vorliterarische *phonologische* Entwicklung *ø – u > a – u* gegeben hätte. Die neutröndischen und neustnorwegischen Mundarten zeigen aber eine Menge von Fällen mit zweifellosem Umlaut in dieser Umgebung (dazu auch Mundartliteratur, die Benediktsson nicht berücksichtigt). Dies sollte eigentlich genügen, um die Theorie über „fehlenden Umlaut“ zu falsifizieren. Ein weiteres Argument ist die Vokalharmonie. Wenn man behauptet, dass <a> in diesen Fällen einen nicht umgelauteten Vokal repräsentiert, dann muss man ein Sonderprinzip für die Vokalharmonie nach /a/ annehmen, was der Verfasser auch so zwingend tut (S. 137). Mit der Annahme, dass <a> zwar umgelautet ist, bekommt man dagegen die erwartete Vokalharmonie, nämlich dass *i* und *u* in der Folgesilbe nach *ø* (vor /u/ als <a> geschrieben) stehen.⁵ Das einzige Argument für ein nicht umgelautetes /a/ ist also nur die graphische Darstellung, während die strukturell synchronen und phonologisch diachronen Tatsachen stark dagegen sprechen. Auch wenn der Verfasser bei seiner Auffassung bleibt, ist ein Hinweis auf Benediktssons Aufsatz nötig.

Marginalia: /ɔ/ fehlt wie in der ersten Auflage in der Phonemübersicht (S. 25). Auf S. 29 f. wäre es interessant zu wissen, was die Schreibungen <ll> und <nn> zeigen, und nicht, was sie nicht zeigen. Wenn der Verfasser richtig auf S.

1. *North-Western Language Evolution* 45, 2004: 119–123.

2. *Die Sprache* 43/1, 2003: 124–126.

3. Dies gilt z. B. für die Aussprache von /g/ und /v/ (vgl. S. 29 gegen Johnsen 2004: 120) und die ursprüngliche Klasse und Formen einiger starken Verben (S. 88 gegen Johnsen 2004: 121 f.).

4. Hreinn Benediktsson „Some aspects of Nordic umlaut and breaking“ in *Language* 39, 1963: 409–431.

5. S. Johnsen „Ljodsamhøvet i AM 315 f fol.“ [Die Vokalharmonie in AM 315 f fol.] in *Arkiv för nordisk filologi* 118, 2003: 54.

32 schreibt, dass die urgermanischen Formen nicht von Belang sind, warum sind sie dann trotzdem erwähnt? Der Verweis auf den wichtigen Aufsatz des Verfassers über die Endung des maskulinen Nom.Sg. der *n*-Stämme ist merkwürdigerweise unter dem Absatz „Entwicklung von urn. /w/“ gestellt (S. 43), und nicht unter die Behandlung der *n*-Stämme. Auf S. 87 sind einige Verben mit „Suffix /w/ im Präsens“ aufgelistet. Diese haben aber alle /w/ als Bestandteil des Stamms, sonst könnte man z. B. nicht den Umlaut in Präteritum erklären. Dass *røkkvit* ‚dunkel‘ wirklich

das Partizip eines starken Verbs der fünften Klasse ist (S. 90), ist höchst unsicher. Andere Formen sind nicht belegt, und die Struktur des Stamms passt eher schlecht zur fünften Klasse. Andere sichere Reste starker Verben, wie z. B. *bolginn* und *loðinn*, sind dagegen nicht erwähnt. Im Exkurs über das Altschwedische (S. 140 ff.) ist eines der wichtigsten Merkmale des Altschwedischen nicht erwähnt, nämlich die Tatsache, dass /r/ und /r/ erst spät (nach 1100)⁶ zusammengefallen sind.

Lobenswert ist, dass der Verfasser einen Anhang über das Altschwedische

geschrieben hat, da die sehr nah verwandten ostnordischen Sprachen in Einführungen normalerweise unbeachtet bleiben.⁷ Man vermisst aber eine Rechtfertigung, warum nur Altschwedisch einen Anhang verdient hat, und nicht auch Altdänisch und Altgutnisch Erwähnung finden, wie z. B. in Ranke/Hoffmans Einführung.

Alles in allem ist die neue Auflage zu begrüßen, vor allem wegen der erweiterten Literaturhinweise und des neuen Anhangs über das Altschwedische.

6. Siehe Patrik Larsson *Yrrunan – Användning och ljudvärde i nordiska runinskrifter* [*The Ýr-rune – Use and phonetic value in Scandinavian runic inscriptions*] S. 188 ff., Uppsala 2002.

7. Eine willkommene Ausnahme ist Friedrich Ranke/Dietrich Hofmann *Altnordisches Elementarbuch*, Berlin 1988.